

Ereignisse

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **2 (1989)**

Heft 10

PDF erstellt am: **06.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nordische Stühle

In den fünfziger und sechziger Jahren schauten alle Möbeldesigner nach Skandinavien. Heute ist das nicht mehr so, aber in den nordischen Ländern werden immer noch ausserordentliche Holzmöbel entworfen. Anlässlich des Kongresses der Innenarchitekten war Gelegenheit zu einem Augenschein.

Wie andere Gestalter sind auch Innenarchitekten weltweit organisiert. Ihr Verband heisst Internationale Föderation der Innenarchitekten (IFI). Alle zwei Jahre findet ein IFI-Kongress statt. Dieses Jahr war Bergen, die norwegische

Stadt, Gastgeber. Im Unterschied etwa zu den bombastischen Anlässen der Designer sind die IFI-Kongresse so etwas wie eine grosse Familienzusammenkunft. Die Programmansage für dieses Jahr hiess: «Raum heute». Sie zeigt, dass sich Innenarchitekten für ein recht weites Feld über ihre Alltagsorgen hinaus interessieren. Musik und Raum, Ballett und Raum, abstrakte Malei und Raum und schliesslich Theater und Raum waren die Lehrstücke.

Raumphilosophie war ein weiteres Thema, Raumerlebnisse eines Weltraumfahrers und schliesslich die per-

fekte Raumsimulation auf dem Computer ein letztes. Zaha Hadid war als Referentin eingeladen. Sie kam nicht, dafür stellte ihr Gesinnungsgenosse Daniel Libeskind sein Stadtrandprojekt für Berlin vor. Die skulpturale Architektur wurde auch mit philosophisch gewürzten Literaturauszügen nicht verständlicher. Vielleicht wird es einmal die gebaute Realität. Etwa 250 Innenarchitekten aus 25 Ländern haben den Bergener Kongress besucht. Der nächste findet 1991 in Chicago statt.

Für den Kongress haben die Innenarchitektenver-

bände der fünf skandinavischen Länder im Bryggen-Museum eine Wanderausstellung über nordisches Möbeldesign zusammengestellt. Skandinavien galt ja in den fünfziger und sechziger Jahre als Leitbild für den modernen Möbelentwurf. Heute ist diese Szene nicht mehr im Brennpunkt des Interesses. Der Kontinuität ihrer Entwürfe muss man aber ganz besondere Werte zuerkennen. Zur Ausstellung ist ein kleiner Katalog erschienen: «Nordisk Möbeldesign 89». Er kann bestellt werden bei Norske Interiørarkitekters Landsforening, Uranienborgveien 2, 0258 Oslo 2, Norwegen. Wir haben aus jedem der fünf skandinavischen Länder einen aktuellen Entwurf ausgewählt.

VERENA HUBER



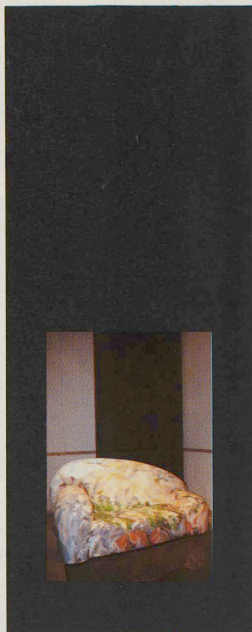
AUS DÄNEMARK:
Stuhl für den Aussenraumgebrauch (Prototyp); Design: Jens Overbye, Innenarchitekt MMI

Dieser Stuhl aus verzinktem Stahlrohr trägt die Züge einer für Skandinavien typischen Sprache – ein Gebrauchsdesign mit einer minimalistischen Haltung. Für die wahrhaftige Konstruktion und die einfache Form findet man in der dänischen Architektur eine Parallele: die Sprache der Architekten Friis und Moltke, für die Jens Overbye als Innenarchitekt tätig ist.



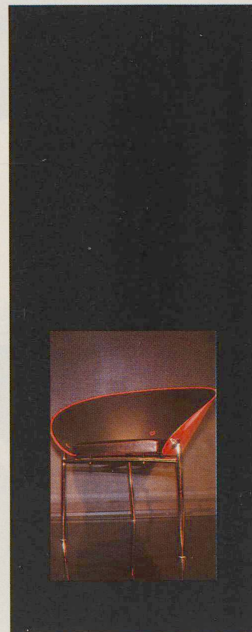
AUS FINNLAND:
Armlehnstuhl «Das Boot»; Design: Anita Karhunen, Innenarchitektin SIO

Die Anlehnung an den Bootsbau im Möbeldesign wirkt sympathisch. Man kennt diese Formensprache bereits aus dem Holzbau in der Architektur, auf die Rudolf Schilling in seinem Buch «Der Hang und Zwang zum Einfachen» wieder hingewiesen hat. Der Armlehnstuhl wird dadurch zum räumlichen Element und verkörpert eine einladende Behaglichkeit trotz der kargen Formensprache.



AUS ISLAND:
Ein handbemaltes Sofa; Design: Gudrun Olafsdottir und Oddgeir Thórdarson, Innenarchitekten FHI; Thorlákur Kristinsson, Künstler

Dieser bunte, individuelle Diwan könnte in einem Bild der Jahrhundertwende stehen. Farbigeit und Temperament beleben die Innenräume. Der Hang zum Dekorativen schafft einen Kontrast zum kargen Alltag.



AUS NORWEGEN:
Sessel «Komet»; Design: Jostein Gunderson, Innenarchitekturstudent

Diese Studentenarbeit nimmt die einfache skandinavische Formensprache auf und verleiht dem Sessel durch die Schwingung des Rückens eine selbstsichere Präsenz.



AUS SCHWEDEN:
Stuhl; Design: Olle Anderson, Innenarchitekt SIO

Da steht er: der Stuhl ohne Namen. Alles bekannte Elemente des Holzmöbelbaus: das Untergestell mit im Kreuz zusammengefügt Zargen, ein Sperrholzsitz und der gebogene Sperrholzrücken. Und doch schaut man immer wieder hin: Es sind die Kombination der Elemente und deren eher massige Proportionen, die den Stuhl gleichzeitig so selbstverständlich erscheinen lassen und gerade dadurch überraschen.



FOTO: ANDREA WEGEL

Nicht wie allüberall Moskau, sondern Graz, die Hauptstadt der Steiermark, gastierte im September in Zug. Mit dabei war auch die Architektur: Mit der Ausstellung «Grazer Connection» – eingefädelt und betreut vom «Bauforum Zug», der «Zuger Connection» sozusagen.

Als «Bauforum Zug», rechtlich ein Verein, besteht der Zusammenschluss von Zuger Architekten und Ingenieuren zwar erst seit 1987. Die Aktivitäten reichen aber zehn Jahre weiter zurück: «Am Anfang waren wir SIA-intern und vor allem defensiv tätig», erinnert sich Präsident Peter Kamm. «1977 organisierte der Kanton einen Pseudowettbewerb, über den sich viele Kollegen empörten. Wir mussten jedoch zur Kenntnis nehmen, dass der Wettbewerb sich auf einen SIA-Normenentwurf abstützte, von dem wir gar nichts wussten!» Daraus entstand die erste Aktion, getragen von einem lockeren Zusammenschluss, dem Architektur-Forum: «Es gelang uns, diese Norm 156 abzuschies- sen.» Und gleich noch einmal probten die Zuger den Aufstand. Mit einer Unter-

Eröffnung der Grazer Ausstellung

schriftensammlung gegen das SIA-Zentralkomitee wehrten sie sich dagegen, dass der Berufsverband die Anpassung der Honorar- und Leistungsnorm verpasste. Später kamen kantonalpolitische Probleme dazu wie etwa der Widerstand gegen die Zug-spezifische Definition der Ausnützungsziffer, die die Gemeinden prompt in Schwierigkeiten brachte (und dann doch geändert werden musste), Stellungnahmen zum Baugesetz und seinen Verordnungen: «Wenn Probleme auftauchten, kamen wir eben zusammen und besprachen, was wir unternehmen wollen», resümiert Kamm diese Phase.

Nicht dass das Bauforum sich solchen Problemen jetzt nicht mehr widmen würde. Nur: «Wir wollten aus der Defensive heraus, nicht nur reagieren, sondern von uns aus aktiv werden, Öffentlichkeitsarbeit betreiben.» So hat sich das Bauforum als Organisation beim Wirbel um den (verhinderten) Abbruch des «Athene»-Schulhauses (HP 4/89) zurückgehalten, während sich einzelne Mitglieder enga-

giert einsetzen. Das markanteste Resultat der Forumsarbeit war die erfolgreiche Grazer Ausstellung im Casino, die erste grosse Architekturdarstellung in Zug überhaupt, mit ihren Begleitveranstaltungen.

Mit dem einen Paukenschlag ist der Verpflichtung, «die Qualität der Architektur, der Bautechnik und der Umweltgestaltung im Kanton Zug zu fördern» (Selbstdarstellung des Forums), jedoch noch nicht Genüge getan: Letztes Jahr war die Entwicklung der Bodenpreise ein Thema, Stadtbaumeister informierten über Berlin und Basel, im Juni war Urs Hettich aus Bern an der Reihe, und Zugs Kantonsbaumeister Albert Glutz, mit dem die Bauforum-Leute schon manchen Strauss ausgefochten haben, kommt im Oktober. «Weil wir ja nach aussen wirken wollen, machen wir alle diese Veranstaltungen öffentlich, mit regelmässig 80 bis 100 Leuten», erklärt Kamm nicht ohne Stolz, hat das Forum doch «nur» 65 Mitglieder.

Eine (interne) Spezialität sind die «Aufwärmrunden» für grosse Wettbewerbe: «Wir erarbeiten gemeinsam die Grundlagen, damit das nicht jeder für sich im stillen Kämmerlein tun muss.» Im Tun ist zudem ein Führer über neuere Zuger Bauten. Zurzeit sind Arbeitsgruppen an der Bestandsaufnahme, über die endgültige Aufnahme in die geplante Publikation soll dann aber eine auswärtige Jury entscheiden. Ebenfalls ein Ziel ist die Einführung der «Auszeichnung guter Bauten» durch den Kanton, geplant sind weitere Ausstellungen. Noch ein Traum ist dagegen der Wunsch nach einem eigenen Lokal, und zwar nach einem rechten. Etwas grösser als das Zürcher Architektur-Forum dürfte es schon sein, hofft Peter Kamm, für den das Vorbild auch hier in Graz steht: «Das Haus der Architektur ist ein unheimlich anregender, lebendiger Ort. Aber von so etwas können wir nur träumen!» PS

Drei verschiedene «Priisnägel»

Drei völlig unterschiedliche, in Thema und Qualität trotzdem vergleichbare Bauten sind mit dem «Priisnägel»-Gestaltungspreis ausgezeichnet worden, den die SIA-Sektion Solothurn erstmals verliehen hat.

Nicht nur einzelne besonders gute Bauten auszeichnen, sondern architektonische Aufgaben und deren Lösung im Rahmen eines bestimmten Themas betrachten: Das war der Rahmen, den sich die von der SIA-Sektion Solothurn eingesetzte Jury bei der Verleihung der «Priisnägel» selber setzte. Die drei Preisrichter – Anja Heer-Pirinen, Solothurn, Katharina Steib, Basel, und Jacques Blumer, Bern – kamen denn auch auf drei verschiedene Bauten, die sich jedoch alle mit dem Problem des «Bauens im histo-



FOTO: HEINRICH HELFENSTEIN

«Die Gesamtwelt des neuen Gemeinschaftshauses steht zusammen mit der Gesamtwelt der grossen Bauernhäuser»: Jurybericht zur «Hofstatt» Kappel von Fosco, Fosco, Vogt

rischen Kontext» befassen: – Das Schulhaus Wildbach in Solothurn, erbaut 1958/59 und ein typischer Zeuge der damals aktuellen «Jurasüdfuss-Architektur», musste saniert werden. Wie heikel das sein kann, zeigen

zahlreiche schlechte Beispiele gerade auch aus der gleichen Gegend (dazu «HP» Nr. 8/9, «Schindluder mit geistigem Eigentum»). Die Stadt Solothurn beauftragte mit der Erneuerung den Erbauer – Fritz Haller – selber, der das Problem «mit grosser Meisterschaft» (Jurybericht) löste: «In einer sorgfältigen Analyse sind Lösungen für bautechnische Probleme gefunden worden, welche die klimatischen Anforderungen von Wärme und Behaglichkeit zufriedenstellen, im Einklang mit der damals und auch heute noch immer vorbildlichen Architektursprache.»

– In Nennigkofen ging es darum, ein denkmalgeschütztes Bauernhaus (Hochstudhaus) so umzunutzen, dass der Ökonomieanteil als Gemeindesaal und der Wohnanteil als Arztpraxis verwendet werden können. Die Architekten Widmer und Wehrle, Solothurn, haben den Umbau «respektvoll und verhalten durchgeführt», die kleine Landgemeinde Nennigkofen wird von der Jury gelobt, weil sie «in vorbildlicher Weise einer kulturellen Aufgabe gerecht geworden» ist.

– In Kappel bei Olten ging es darum, eine andere Nutzung und einen andern Bautyp in einen bestehenden, ungestörten Bauernweiler einzupassen: «Umgeben von mächtigen Bauernhäusern mit grossen, zum Teil durch Säulen abgestützten Vordächern, sollte ein Wohnhaus entstehen. Weder Nutzung noch Raumprogramm konnten etwas mit den bestehenden Bauten zu tun haben.» Trotzdem lösten die Architekten Jacqueline Fosco-Oppenheim, Benno Fosco und Klaus Vogt die Aufgabe mit ihrer «Hofstatt» nach Auffassung der Jury beispielhaft, indem «nicht nur das Volumen des Neubaus, nicht nur sein Dach und auch nicht nur das Material und die Art, wie das Haus der Strasse begegnet, das Alte in das Neue einbinden, sondern auch die Form der neuen Nutzung».

HP

Viel Disneyland

In Nagoya, so hört man, soll eine bedeutende Ausstellung stattfinden. Die erste Weltausstellung des Designs: World Design Exposition '89. Mehr als vierzehn Millionen sollen die Ausstellung live erleben, bis sie nach 135 Tagen am 26. November ihre Pforten schliesst.

Nagoya ist mit über zwei Millionen Einwohnern die viertgrösste Stadt Japans und ein bedeutendes Industrie- und Dienstleistungszentrum (die Toyotas zum Beispiel kommen von dort). Nagoya also soll eine Weltausstellung zeigen, und um dieses Ereignis gebührend hervorzuheben, soll das Ministerium für internationalen Handel und Industrie «im Bewusstsein der zukünftigen bedeutsamen Rolle, die dem Design im Kontext von Life-Style, Industrie und Kultur zukommt», 1989 zum «Jahr des Designs» erklärt haben.

Das ist ein Gerücht, denn tatsächlich findet in Nagoya keine Weltausstellung des Designs statt. Das Irritierende an der Sache ist der hartnäckig von offizieller japanischer Seite verteidigte Titel «World Design Exposition '89» und der Tatbestand, dass einige europäische Nationen im internationalen Pavillon auf einem von drei Ausstellungsgeländen in Nagoya echtes Design präsentieren. Etwa Italien, das sich in einer einfachen, gut gestalteten Ausstellung demonstriert. Fussboden, Seitenteile von Vitrinen, Podeste und Wände sind alle mit dem gleich grauweissen Laminat überzogen, und den Eingang des Standes markiert eine ins Überdimensionale vergrösserte Nachbildung des berühmten Brion-Vega-Radios von Richard Sapper. Innerhalb werden die prämierten Designobjekte des diesjährigen Compasso

FOTO: UTA BRANDES

d'Oro, der bekanntesten italienischen Designprämierung, gezeigt – vom Rennboot und Moped über Haushaltsgeräte, Möbel bis zu Ventilatoren, Computern und Notizbüchern.

Oder die Bundesrepublik Deutschland, für die der Rat für Formgebung (HP 12/88) die Ausstellung organisiert hat (Gestaltung Günther Zamp-Kelp und Wolfgang Laubersheimer).

Mitternachtsblau sind die Wände und der Fussboden, in dem auf drei eingezogenen schrägen Stahlrampen die deutschen Auto-Edelmarken Mercedes und – als asiatische Premiere – BMW und Porsche ihre neuesten Modelle im Lichter- und Publikumsglanz erstrahlen lassen. Im Zwischenraum kunterbunt verteilt durchlöchernte Stahlvitrinen, die edle Stücke deutschen Industriedesigns enthalten und die verwirrend mit Videomonitoren konkurrieren.

Publikumshit der in Japan nahezu unerschwinglich teuren Autos ist der BMW Roadster Z1 mit automatisch versenkbaren Türen, der Mercedes und Porsche weit abgeschlagen hinter sich lässt. Aber auf Platz eins in den japanischen Charts ist eindeutig ein in Japan gebauter Schreibtisch von Wolfgang Laubersheimer, über dessen an den Rändern ungeschliffener weiss glitzernder Steinplatte der Rhein zwischen Ko-

blenz und Düsseldorf vor sich hin sprudelt, nieder-rheinische Tiefebene inklusive, die mit zartestem Bonsai angefüllt ist: deutsch-japanische Freundschaft. Eine (selbst-)bewusste Inszenierung nicht nur gut gestalteter Einzelobjekte, sondern eines konzeptionellen Designs, das subtil und präzise die Japaner auf Qualität und lange Tradition des deutschen Designs stossen soll. Die Spanier – pardon: die Katalanen – setzen mit ihren Designprodukten eher auf gehobengeschmackvolles Warenhaus, in dem neben schönen Möbeln – unter anderem von Javier Mariscal und Pete Sans – auch nett verpackter Wein oder hübsch gestaltete Drogerieartikel visuell konsumiert werden können.

Alle übrigen im internationalen Pavillon zusammengewürfelten nichtjapanischen Designvertretungen und -unternehmen (die Schweiz ist gänzlich abwesend) scheinen den missverständlichen Titel World Design Exposition richtig verstanden zu haben, denn sie erquicken das massenhaft andrängende Publikum mit Folklore, Lego-Steinen, Pappmaché-Tropfsteinhöhlen oder – wie das dänische Designzentrum – mit einem original dänischen Holzhaus. So, als sei die Familie nur mal schnell zum Einkaufen ausser Haus, gehen wir durch die gemütlichen Räume: im Badezim-

Das Ausstellungspavillon von Mitsubishi: Kolosseum mit Plastik.

mer hängen die Handtücher (Toilettenpapier fehlt!), vor dem Kamin steht der entsprechende Sessel mit Woldecke auf dem Fusspolster, in der Wohnküche ist alles fürs Frühstück bereitgestellt, und wegen der beiden liebevoll geschlechtsspezifisch gestalteten Kinderzimmer wissen wir, dass zu dieser sympathischen dänischen Familie ein etwas älterer Sohn (Autos, Bücher, Tüftelset) und eine keine Tochter (Puppen, Teddys, keine Autos, keine Bücher) gehören. Entzückt erobern die japanischen Besucher das exotische Haus, probieren Sessel, Stühle, Betten aus und lachen herzlich.

Trotz allem ist der internationale Pavillon ein Nichts gegen die japanischen Bauten von Disneyland. Und hier nun endlich klären sich Gerüchte und Verwirrungen. Nicht um Design geht es, auch wenn der Ausstellungstitel diese Anzüglichkeit enthält; halten wir uns besser an den Untertitel «Dream, Design, Humanity – The Urban Symphony», und vergessen wir das zweite und das dritte Wort. Die Disneyland-Symphonie erklingt, mal im Disco-, mal im Popular-Classics-Stil, volltönend aus dem Mitsubishi-Future-Pavillon, der – im Massstab 1:1 – das römische Kolosseum in sei-



in Nagoya

nem heutigen Stadium rekonstruiert und dessen einzige Irritation ein gigantisches Plastikei darstellt, das das leere Innenrund zielt. Zumal es nur Hülle (wohl gegen Regen) ist, in der nichts passiert. Dafür aber geht es im Plastikgemäuer rund. Nachdem man vor dem Kolosseum eine Stunde angestanden hat und korrekt und ordentlich, mit tiefen Verbeugungen, von den in phantasievollen Uniformen lächelnden Hostessen eingewiesen wurde, darf man innen zu dritt ein Wägelchen besteigen, das, sich nach links und rechts drehend, auf Schienen durch die Wunder unserer Welt fährt. Auf riesigen Videowänden schäumt das Meer, springen die Fische, türmt sich das blaue Weltall, laufen Spinnen und Käfer an Gummibändern rauf und runter, fährt man durch buntes Discogeflimmer – und ist ganz traurig,

dass die Wunderreise so schnell vorbei ist. Noch aufregender und ein bisschen länger die zuckelnde Fahrt in den vollkommen geschlossenen, auf Science-fiction gestylten Geisterbahnen des Toyota-Pavillons, in denen man nur auf eine Videowand zu starren hat, die den Besucher körperlich und optisch in computergesteuerte Städte des 21. Jahrhunderts, in den gefährlichen Weltraum (Steinbrocken verfehlen einen nur knapp) oder in die unwägbaren Tiefen des Meeres entführt.

Nachdem alle Gefahren auf dem Weg in die Zukunft knapp umsaust sind, eröffnet sich die Frucht der Bemühungen, der Lohn der Angst: Wir landen auf satter grüner Wiese, auf der sich das göttlich-weiße Toyota-Corporate-Image-Label als Bauwerk erhebt; wir sind im Paradies angelangt. Danken wir der Mat-

suzakaya GmbH für ihr Verdienst, die Sagrada Familia das Antonio Gaudí nicht re-, sondern zu Ende konstruiert zu haben. Stolz steht sie nun vor dem Schloss von Nagoya – leider etwas klein geraten, höchstens im Massstab 1:5, eine Bonsai-Kathedrale.

Es gibt zahlreiche andere phantastische Hollywood-Attraktionen. Zum Beispiel die auf dem Bug stehende Challenger, in der man das spannendste Segelrennen der Welt, den America's Cup, auf einem «VERY BIG screen» miterleben kann, und das Musical-Theater in Form eines Riesenwals und die Schnelligkeitsimulation, den weiblichen Roboter mit Digitalbauch und noch viel mehr. Die Zukunft macht Spass, sie ist traumhaft schnell und menschlich, spielt sich im Computer und im Weltraum ab, sie kennt keine Grenzen.

UTA BRANDES

FINGERZEIG

Im Schnittpunkt des Goldes

Nachdenkend über das Design und die Schweiz, erinnere ich mich sofort an die Werbeanzeige eines Schweizer Unternehmens. Diese bildete die bekannte rot-weiße Fahne der Schweiz ab und stellte dazu die Frage: «Wer hat das Schweizer Kreuz designt?».

Ich stolperte selbstverständlich darüber – und tat dies nicht nur wegen der seltsamen Einschweizerung des Wortes «designed». Von aussen und vom Norden her betrachtet nämlich fragt man sich ständig, wer denn der Designer der Schweiz gewesen sei, da die – zumindest die deutschsprachige – Schweiz insgesamt als ein vorzügliches Design erscheint, im Glanz der Artefakte als geschlossenes und klug erdachtes System erstrahlt. Weshalb sich – denke ich – niemand wirklich wundern könnte, irgendwann die Schweiz als Komplettangebot im Schaufenster eines Einrichtungshauses zu sehen, womöglich ausgestattet mit dem «Compasso d'Oro» oder mit dem Signet eines Bundespreises «Gute Form».

Wer aber im Glashaus sitzt, sollte bekanntlich nicht mit Steinen schmeissen. Und doch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, die Schweiz platze zusehends vor Ansehen – oder verberge sich dahinter, maskiere sich mit Corporate Design und bringe im Hinterzimmer die Schäfchen ins trockene. Dem entspricht, dass das im Ausland spontan erinnerte Design der Schweiz allemal anonymes Design ist oder sich als anonym geriert: das Schweizer Messer und die Kühe, die SBB und Berg und Tal, die Tunnels und die Uniformen von Schaffnern, Zöllnern und Polizisten, die Swissair nicht minder als die Swatch, die Wiesen, Alpenpässe und das Handwerkzeug. Alles sieht eben so proper aus, wie dies einst nur der Natur angedichtet werden konnte, und nirgends wird die bewusst gestaltende Hand sichtbar, keine Schrägen, nie krumme Radien oder schlecht gewinkelte Kurven. Der Goldene Schnitt und die konkrete Gestaltung strahlen hier noch einmal als naturwüchsig auf.

Selbstverständlich weiss man zwar derweil auch im nördlichen Europa, dass dies alles nicht wahr sein kann. Angesichts einer expliziten Diskussion aber über Design stellen sich die Idyllen unmittelbar wieder ein, steckt die Schweiz als Gesamtdesign immer noch unter der Käseglocke wohliger Anschaulichkeit – trotz eines Mario Botta, der des Ateliers Vorsprung, eines Hannes Wettstein oder anderer neuer Designaktivitäten, und auch trotz eines so vorzüglichen Museums für Gestaltung wie das in Zürich. Denn am Schweizer Messer kommt keiner vorbei.

Erstaunt aber fragt man sich dann, ob nicht das reale Schweizer Design längst von Ökonomen, Verkehrsplanern, Hoteliers und Skilehrern betrieben wird: Da diese die zukunftsweisende Komplexität von Design als Organisationsgestaltung begriffen haben – als Vernetzung, Erläuterung von Beziehungen und Problematisierung neuer Objektwelten. Was naheliegen würde, weil das Schweizer Design zuallererst hätte begreifen müssen und können, dass die Produktionsgesellschaften allesamt zu Dienstleistungsgesellschaften werden und die Zukunft des Designs nicht in der Gestaltung von Einzelobjekten, sondern in der von Servicebereichen liegt. So betrachtet verbirgt sich hinter der natürlichen Schweizer Ansehnlichkeit das avantgardistische Design Europas. Zumindest theoretisch. – Weshalb übrigens die Antwort auf die Frage nach dem Design der Schweizer Fahne belanglos war.

MICHAEL ERLHOFF

Michael Erlhoff ist fachlicher Leiter und Geschäftsführer des Rats für Formgebung in Frankfurt.

Kein Wettbewerb

Designwettbewerbe schies- sen üppig ins Kraut – und doch ist hier nicht noch einer mehr anzuzeigen, sondern keiner. Das Berichtswerte dabei ist, wie es zu diesem Nicht-Ereignis kam.

Ausgeschrieben war er schon, der dritte Mowo-Designwettbewerb, wobei Mowo für die allherbstlich auf dem Berner Bea-Gelände stattfindende regionale Möbel- und Wohnmesse steht. Der Mowo-Wettbewerb war auch bereits in der ersten Runde juriert: «Herzliche Gratulation! Sie haben die erste Runde des Mowo-Designwettbewerbs bestanden! Gleichzeitig möchten wir Sie daran erinnern, dass die Eingabe der Objekte bis

zum 2. Oktober zu erfolgen hat», erfuhren die erfolgreichen der immerhin über 50 Teilnehmer Mitte Juli. Dann aber kaufte die «Bea Bern expo», bisher bloss Gastgeber der Mowo, auch die Ausstellungsrechte. Und beschloss, den Designwettbewerb kurzerhand abzublasen und Gebühren sowie allfällige Wettbewerbsgegenstände zurückzuschicken. «Unsere Absicht besteht jedoch, den Designwettbewerb in die konzeptionellen Überlegungen für die zukünftigen Mowo-Ausstellungen mit einzubeziehen», tröstet der Absagebrief die enttäuschten Teilnehmer. Und doch liegt hier der Hase im Pfeffer: Allerorten neue De-

signwettbewerbe, häufig einzig und allein zu Werbezwecken, ortet auch Wolfgang Meyer-Hayoz, Präsident des Designerverbandes SID: In der BRD betrage die Zuwachsrate etwa Faktor 10, hierzulande etwas weniger – aber immer noch genug. So viel jedenfalls, dass der SID nach internationalen Richtlinien etwas Ordnung in den Wildwuchs bringen und dabei die Rechte der Designer besser wahren will. So soll etwa der Wettbewerb «Bad 2001», ausgelobt von den führenden Badezimmerherstellern, in Zusammenarbeit mit dem SID organisiert werden. Das gilt auch für den wohl unvermeidlichen 700-Jahr-Eidgenossenschaft-Designwettbewerb – und hoffentlich ebenso für künftige Mowo-Wettbewerbe.

HP